

Für Ostern.
Osterspielzeug. (S. Abb.) Der immer mehr überhandnehmende Luxus unserer Zeit hat auch den schönen alten Brauch des österlichen Eierspielens nicht unberührt gelassen und aus dem ursprünglichen einfachen, mit Zweibellchen oder andern vollstündigen Harbstoffen gefärbten Ei fast eine Kostbarkeit gemacht, deren Herstellung große Industrien beschäftigt. Erfreulicher als diese fabrikmäßig hergestellten teuren Eier, die als Hülle für alle möglichen und unmöglichen Spielsachen dienen, sind die reizenden anfertigen können. Sauber ausgeblasene, gewaschene und getrocknete Eier bilden den Körper der kleinen Figuren, während alles andere aus Papier geschnitten und aufgelegt wird. Die Schwänze



Silhouetten für Osterker.
 sind, wie ersichtlich, aus über der Schere gekrümmten Papierstreifen zusammengelegt. Farbe und Pinsel vollenden schließlich das Werk, das gewiß lauten Jubel erregen wird. — Für Verzierung der Osterker lassen sich auch leicht vorstehende Silhouetten verwenden.

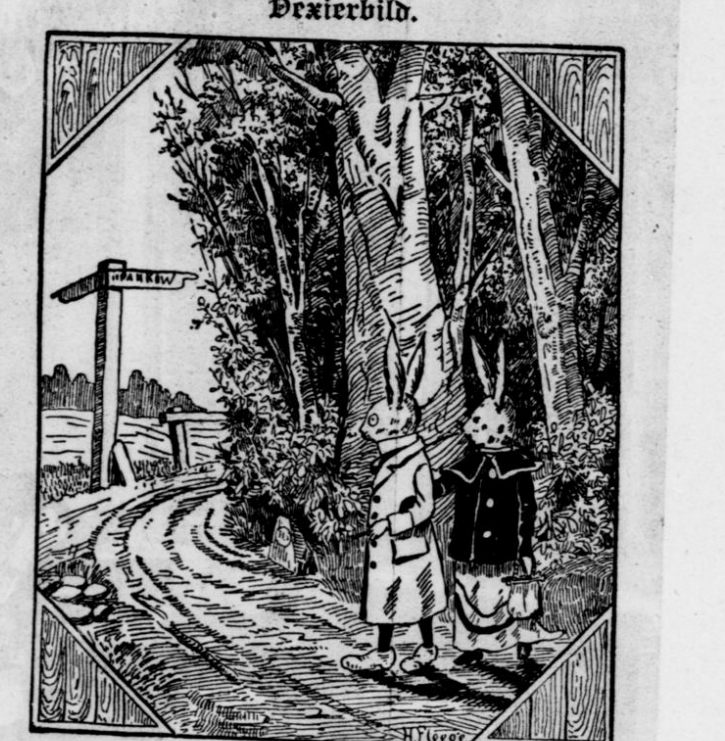
Sprüche für Osterker.
 Eier legt' ich mancherlei,
 Kleine und auch große;
 Dieses ist das schönste Ei,
 Rot wie eine Rose.
 Hier und da tat ich's belegen —
 So entstanden weiße Flecken.
 Meinem (Gretchen) dieses Ei, daß es immer folgsam sei!
 Weil ich hörte, daß du gut bist, —
 Setzte ich dir — eins, zwei, drei —
 Stets fein brav, voll frommen Mut bist.
 Dieses schöne Osterker.

Vermischtes.

Osterbräuche. Unter den merkwürdigen Osterfitten, die in den einzelnen Gegenden sich erhalten haben und bald an die Naturfeiern, bald an die christlichen Erzählungen erinnern, ist am verbreitetsten das sogenannte „Judasfeuer“. Der bekannte Sagenforscher Wolf schreibt darüber: „In Köln half ich noch das Ja-seuer schüren. Unter dem Gesang eines Liedchens zogen wir Knaben vor die Häuser und sammelten Holz, Lohstücken, Stroh usw. Davon wurde ein Feuer angezündet, worin der Judas — ein angekleideter Strohmann — verbrannt wurde. Später verbot die Polizei diesen Brauch.“ Auch in anderen Gegenden fand sich dieser Brauch, nur wurde statt einer Strohfigur ein Eichhörnchen verbrannt, nicht bloß, weil es einen roten Hof hat und man Judas so sich dachte, sondern weil das Eichhörnchen in der nordischen Sage die Rolle eines Verräters spielt, das den Streit zwischen dem Adler oben und der Schlange unten durch verräterische Worte befördert. An den Verrat der Anhänger Jesu erinnert ferner ein türkischer Brauch, wo bei den Gottesdiensten, nachdem alle Lichter bis auf eins gelöscht worden waren, man durch Anschlagen der Hände und Bücher ein Geräusch machte, was den Unwillen über die Feinde Jesu ausdrücken sollte. In die älteste Zeit weist der Brauch zurück, den Kaiser Ludwig der Fromme, Karls des Großen Sohn, am Karfreitag in seinem Palaste zu Aachen pflegte. Er berief seinen ganzen Hof, vom höchsten Ritter bis zum einfachsten Knecht, zusammen und beschenkte jeden einzelnen. Wer arm war, wurde neu gekleidet, wer krank und elend erschien, erhielt Heilmittel und stärkende Weine und Gewürze. Wenn die Beischenten, arm und reich, vornehm und gering, den Palast verließen, erklang durch die weiten Hallen ein dankbares „Kyrie eleison“ (Verr, erbarme dich!).

Garrick. Einst sah ein Mann in einem Gasthause zu London, tiefe, trostlose Traurigkeit auf seinem Angesichte, und den Kopf in die Hand gestützt. Von Mitleid bewegt, fragte ihn ein eintretender Gast: Was ihm fehle. „Ach, Sie können mir doch nicht helfen!“ war die Antwort. „Dann müssen Sie sich zerstreuen, um aus Ihrem Kummer zu kommen.“ „Ach, das kann mir auch nicht helfen.“ „Hören Sie, ich weiß etwas; gehen Sie heute Abend ins Theater.“ Garrick, der bedeutendste Komiker, den die Welt besitzt, spielt heute. Das ist was für Sie. Wenn einer Sie froh machen kann, dann kann Garrick es.“ Da hob der Traurige sich empor, sah den Tröster verzweifelt an und sprach: „Mann, Garrick! Der bin ich ja selbst.“ Der lustige Komiker, der jeden Abend tausende zum Lachen brachte, trug selbst eine Wunde in seinem Herzen, an der er verbluten sollte.

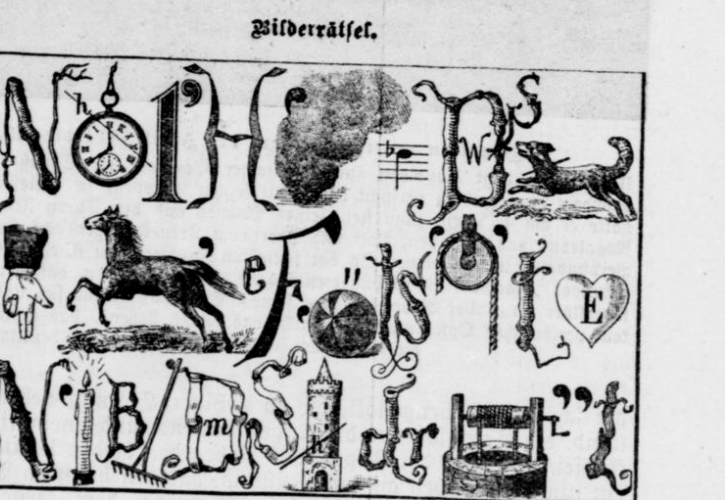
Rätsellecke.
Dreierbild.



Wo ist der Sonntagsjäger?

Buchstabenrätsel.
 Es ist mit B des Lebens Zeichen.
 Was's nie mit F dein Heim erreichen!
 Auch nicht mit G; in Ofens Rachen,
 Da wird's mit S dir Freude machen.
 A. S.

Änderungsrätsel.
 Gewaltig ragend, von Eis und Schnee
 Den tiefsten Mantel es trägt;
 Gib ihm zwei Strichlein: Was er bewegt,
 Klingt von des Turmes Höf'.
 A. S.



Auflösungen aus voriger Nummer:
 des Buchstabenrätsels: Bach, Dach; — des Änderungsrätsels: Nebel, Leben;
 — des Bilderrätsels: Ueber Berg und Tal geht der Wasserfall.
 Nachdruck unserer Originalartikel wird gerichtlich verfolgt.
 Druck von B. Kohlhammer. Redaktion: Dr. C. Götsch in Stuttgart.
 Verlag von B. A. Sanz, Altona i. W.



Illustriertes Familienblatt.
 Nr. 14. | Wochenbeilage zum Altonaer Kreisblatt. | 1914.

Schlehren.
 Von Max Esch.
 Die Frühlingssonne warf ihre letzten Strahlen flimmernd über die erglühenden Ruppen des nördlichen Schwarzwaldes. Die wenigen rosigen Wäldchen schienen heute leichter das tiefe Blau des Himmels zu durchfliegen, schienen höher in die ätherischen Räume gestiegen zu sein, um das stille und doch keimende und sprossende Land unter ihnen besser zu überschauen, und ruhten jetzt träumend in der klaren Höhe. Manchmal strich ein einsamer Vogel zwischen ihnen und den Tannennipfeln hindurch und suchte mit lautem Geschrei sein Nest; manchmal wirbelte noch eine der nimmer ruhenden Lerchen bis hinauf zu den frischen Höhen; dann lag wieder das Bild einer heiligen, unendlichen Ruhe über Wald und Flur.

Auch unten war's still, wenn nicht der Abendwind in den Föhren atmete oder ein Specht im Walddunkel pickte oder auch aus der nächsten Schlucht ein Vorkahn freischte. Aus den tiefen Tälern drang nur das muntere Kläuschen des Wildbachs. Düstige Nebel zogen heimlich aus der Tiefe herauf und umschleierten in der Ferne die blauen, in der Nähe die grünen Berghalden, die sich mannigfaltig ineinander verschoben und dann wieder auseinander herauszutreten schienen und tiefe, wunderliche Schatten durcheinanderwarfen. Mitten in diesem irdischen Paradiese, wie es sich von dem Gipfel des Hollopfes, einem der höchsten Teile des Gebirges, darbot, einsam mitten in dem herrlichsten Rund, das der Frühling angehaucht hatte, lag der Held dieser Erzählung, Johann Ferdinand Schwiggabele.

Ein lächerlicher Name! denken meine Leser. Freilich! Aber wer



Der Felsberg im alten Jerusalem; an seinem Fuß der Ort Bethsemane.

kann etwas für seinen Namen? Und doch liegt auch schon im Namen eine dunkle Bedeutung, eine Ironie, ein Wink des Schicksals. Genau, er hieß eben, wie er hieß: Johann Ferdinand Schwiggäbele.

Im übrigen war er ein Jüngling, wie man selten einen zweiten finden wird, blondlockig, blauäugig, frisch, sorglos, he und da etwas wehmütig, wofür er sogar Ursachen hätte angeben können, einundzwanzig Jahre alt. Das alles ließe sich vielleicht auch sonst noch finden außer dem Holzkopf im Schwarzwald; was ihn aber besonders noch auszeichnete, war im Augenblick leider noch nicht zu sehen.

Weiter unten am Berg führte ein ziemlich gangbarer Weg den Abhang hinab; nebenan stand ein roh gezimmertes Bänkchen für den müden Wanderer. Wann aber wäre Ferdinandus je auf dem ordentlichen Weg geblieben, wenn ein anderer für kletternde Gensien oder auch nur für Hirschen zu erspähen war? Wann hätte er sich je auf ein Bänkchen niedergelassen, das ein wilder Begleiter oder ein zartfühlender Forstbeamter im Wald und Flur zur allgemeinen Ruhepause errichtet hatte, wenn ihm der Rot erlaubte, daneben auf dem Boden zu liegen? Der Rot erlaubte es diesmal unbedingt, denn es war feiner vorhanden.

Schweigend war er in das äppige Moos gesunken. Sein trunkener Blick suchte durch das Gitter einer alten Föhre das wolftuende, verwandte Blau des Himmels, als wollten beide ineinander versinken. Manchmal schielte er auch ohne den Kopf zu rühren, links hinab in die tiefdunkle Schlucht, die sich gegen das Murgtal öffnete, und ein freudiger Glanz verriet sein Interesse an der Schönheit der Landschaft. Unmittelbar an seinem Ohr flüsterte das Niedgras unaufhörlich in geheimer Geschwätzigkeit; freundlich hielt er den Atem an, wenn eine Ameise mit sichtbarem Erstaunen über seine Nase lief, um sie ja nicht zu erschrecken. Ihm wurde allmählich fast, als sei er nur ein Teil der großen, stillen, unbewußten Natur, die ihn umgab; es ward ihm so eigentümlich wohl zumute, wenn er sich in die Empfindungen eines alten Baumstumpfs hineinräumte, der in beschaulicher Ruhe hier oben wurzelte — eines Wacholderbusches, der fröhlich in die tiefen Täler hinabblinzelte —, so wohl, so wohl, daß er sich kaum mehr zu rühren vermochte.

Nur wenn sein Blick sich noch senkrechter stellte und die blühenden Schlehenstauden traf, die sich über seine Stirne herbeugten, fiel er sichtlich aus seiner Wacholderrolle.

Ein lebhaftes Rot überflog seine Wangen; sein Blick wurde plötzlich heller, sozusagen wieder menschlicher; eine freundliche Erinnerung schien über die offenen Büge zu wandeln. Mittlerweile vernahm man unten raschelnde Zweige, Tritte, Stimmen. Es kam herauf. Bei dem ersten bestimmten Laut schnellte Ferdinand in die Höhe. Er laufte; das Erstaunen ließ ihn den Mund nicht schließen. Aus dem Gebüsch unten traten zwei Ge-

stalten hervor: ein Bauer mit einem Beil und ein elegant, wenn auch etwas barock gekleideter junger Mann, der eben den Strohhut abnahm, um durch die schwarzen Haare zu fahren.

Mit einem jubelnden

„Artur!“ rief Schwiggäbele drei, vier Echo zumal nach und fuhr, wie ein Pfeil, ohne sich zu erheben, den von Nadeln und Moos glatten Abhang hinab. Der andere dort unten fluchte einen Augenblick, im nächsten aber lagen sich beide in den Armen. Der Bauer hatte sich mit sichtbarem Entsetzen, ein Ungeheuer fürchtend, auf die Seite gemacht.

Uebergehen wir die erste Begrüßung! Wer je von Jugendfreundschaft schon geträumt hat, der kennt jene wilde, frohe, stürmische Lust einer solchen Begegnung, kennt den kräftigen Druck einer solchen Umarmung; ein anderer lacht.

Sie zogen einander den Abhang wieder hinauf und setzten sich (Ferdinand gab diesmal in seiner Freude ohne Bitten nach) zusammen auf das Bänkchen. Brummend folgte der Bauer, setzte sich gleichfalls auf einen Baumstumpf und stropfte sich eine Pfeife. Eine Zeitlang saßen sie schweigend beisammen und sahen gegen Westen. Glühend schwebte die Sonne über den duftigen Horizont. Artur zog einen Tabus heraus und gab ihn seinem Freunde. Langsam ließ ihn dieser über die herrliche Gegend streifen.

„Ich halte diese Bilder nicht aus!“ meinte er endlich und legte ihn weg. „Schon seit zwei Stunden liege ich hier, um mich zu sammeln; 's ist mir, als zögen sie mir meinen Geist nach allen Seiten auseinander, als zerrissen sie mild und langsam mein ganzes Inneres. Ich weiß mir mitten in dieser stolzen, stillen, herrlichen Pracht nicht zu helfen; weiß nicht, was ich mit meinem kleinen Ich anfangen soll, auf das sie unbarmherzig hereinstürmt!“

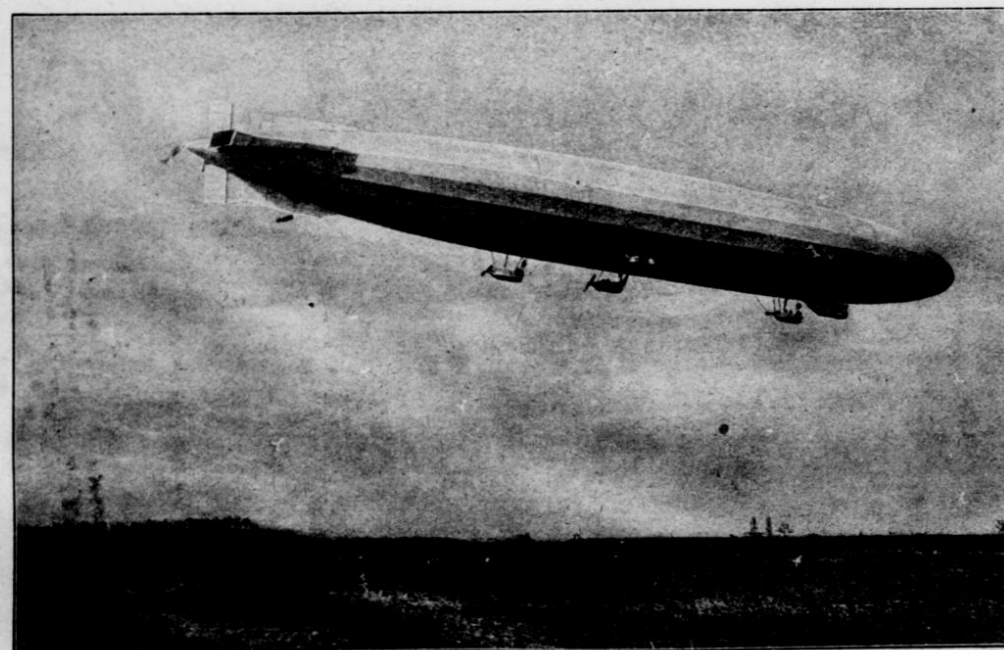
Artur ergriff den Tabus und richtete ihn gegen Baden. „Du verstehst mich nicht. Ich glaub's wohl. Ein so närrisches noch kein anderes Mittel dagegen gefunden, als eine Minute in ein Menschenauge zu blicken. Da sieht's weniger unendlich aus. Man findet sich wieder, Artur!“

Der Angeredete lächelte ein wenig unter dem Tabus hervor, ohne sich weiter stören zu lassen. „Du schwärmst!“ sagte er endlich, Ferdinand fröhlich ansehend. „Ich mag eigentlich nicht fragen, woher du kommst. An einem solchen Abend sieh's aus, als ob lauter gute Genien in der Luft tanzten. Einer wird dich wohl hergeführt haben, um mich zu trösten. Ich komme von Baden.“

„Trösten? Mach' die Augen auf!“ — „Und sieh mich an!“ ergänzte Artur, indem er, plötzlich auffahrend, Schwiggäbele mit beiden Händen in die Haare fuhr und ihn an sich zog. (Fortsetzung folgt.)



Dr. Prof. Dr. Emil v. Behring feierte seinen 60. Geburtstag. Der Gelehrte, den unser Bild im bakteriologischen Laboratorium seines Instituts in Marburg darstellt, ist am 15. März 1864 in Danesdorf in Westpreußen geboren. Sturierte in Berlin, war einige Jahre Militärarzt und erwarb sich durch seine Entdeckung des Diphtherieserums ungeheure Verdienste, die durch Ehrungen aller Art und hohe Preise, u. a. den Nobelpreis im Jahr 1901, anerkannt wurden.



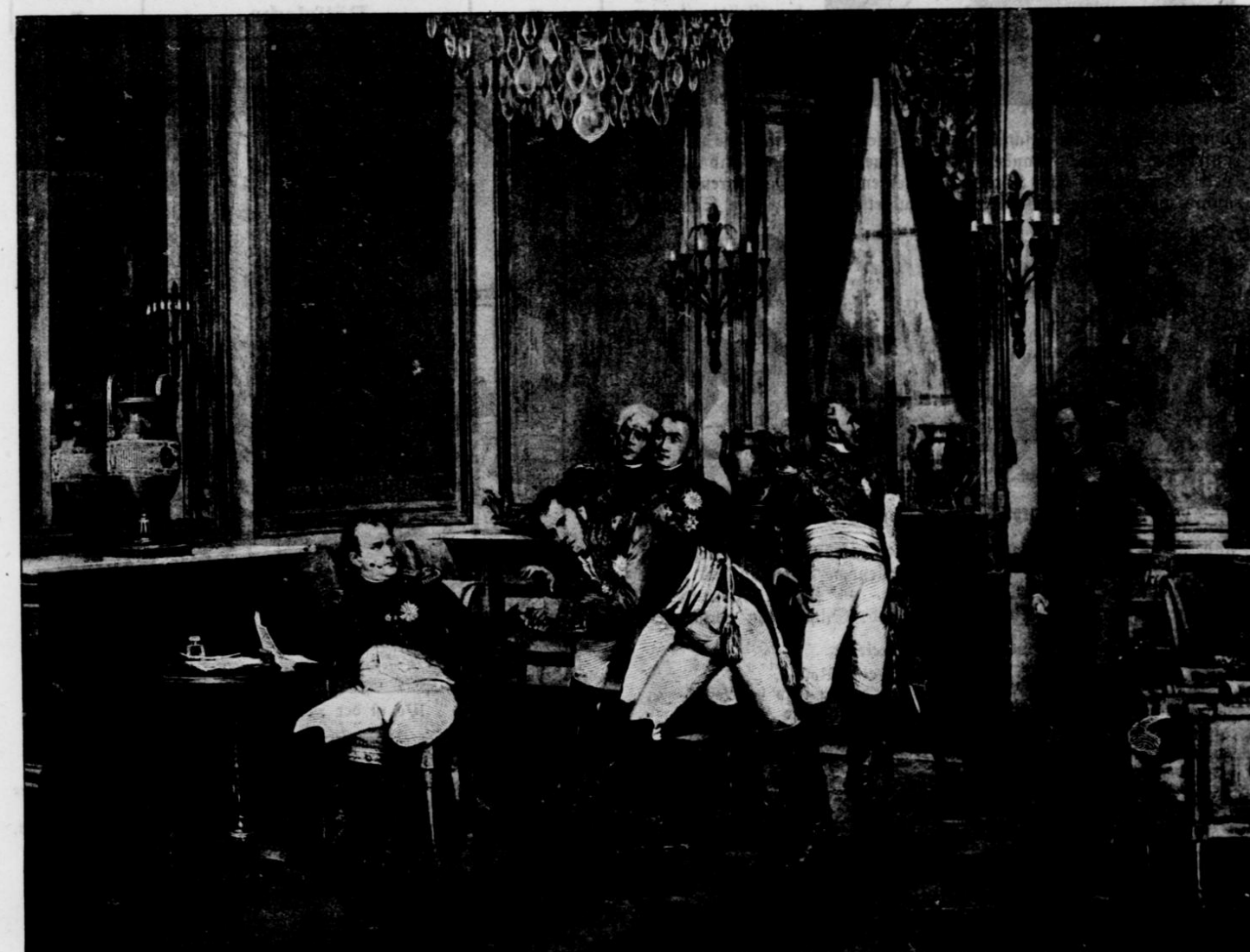
Ausflug des neuen Schütte-Lanz-Luftschiffes in Mannheim, das an Stelle des bei Schneidemühl verunglückten Luftschiffes als SL 2 erbaut wurde. Es ist mit seinem Rauminhalt von nahezu 24.000 cbm und seiner Länge von 150 m das größte Luftschiff der deutschen Heeresverwaltung. Der neue Schütte-Lanz hat drei Motoren mit zusammen 850 Pferdekraften und fünf Gondeln, die an Drahtseilen hängen. Das Luftschiff wurde leichter konstruiert als das des SL 1. Das Luftschiff soll in Regnitz stationiert werden.

die Augen auf!“ — „Und sieh mich an!“ ergänzte Artur, indem er, plötzlich auffahrend, Schwiggäbele mit beiden Händen in die Haare fuhr und ihn an sich zog. (Fortsetzung folgt.)

zugleich als Schlachtruf siegesgewiß hinzuzusetzen „revanche, revanche!“ (Rache, Rache!). Mit dieser erträumten Rache trösteten sie sich für die Niederlage und rechneten so sicher darauf, in glänzender Weise die Scharte auszuweihen, daß sie das Weh und die Schmach zu betäuben suchten, indem sie sich schon jetzt mit den Triumpfen der Zukunft berauschten.

Am heutigen Tage hatten sich viele der Einwohner zu den Beobachtungstürmen gedrängt, von denen man einen Überblick auf das preußische Lager hatte. Der schlafte, junge Mann in elegantem Zivil, mit dem feinen, dunklen Schnurrbart und den lebhaften Augen, der in diesem Moment ungeduldig mit den Fingern der rechten Hand auf die Brüstung trommelte, trug den linken Arm in einer Binde und schaute unmutig auf

bringen, um dort seine Wunden ausheilen zu lassen. Die Umschließung der Stadt hatte er somit unfreiwillig mitaushalten müssen, und wenn ihm auch der Aufenthalt an der Seite seiner schönen Base, Fräulein von Abigny, der Nichte und Pflegetochter der Marquise, einen süßen Reiz bot und sein heißes Herz für sie in Liebe erglühete, so wollte doch oft ein leidenschaftlicher Zorn in ihm auf über die Schmach seines Vaterlandes und die tiefen Schäden, die sich seinen Augen mehr und mehr enthüllten. Freilich konnte auch er mit der Leichtgläubigkeit seiner Natur den Ernst der Lage vergessen, ganz dem Augenblicke leben und eine goldene Zukunft erträumen, aber die letzten Erlebnisse hatten ihn tiefer als sonst ergriffen und zu einem raschen Entschluß getrieben.



Napoleon unterzeichnet am 11. April 1814 die Abdankungsurkunde. Nach dem Gemälde von G. Verne-Vellecour.

Unser Bild zeigt Napoleon inmitten seiner Generale im Schloß zu Fontainebleau. Mit diesem Namen ist Napoleons tiefste Erniedrigung verknüpft. Nachdem er vergeblich versucht hatte, mit seinen Truppen, ja schließlich allein, nach Paris vorzudringen, um es den Verbündeten wieder zu entreißen, hatte er am 4. April zugunsten seines Sohnes auf den Thron Frankreichs verzichtet. Aber schon am 2. April hatte der Pariser Senat die Absetzung Napoleons ausgesprochen, Botschaft und Heer vom Treueid gegen den Kaiser entbunden, und am 5. April war Marschall Marmont mit 10.000 Mann zu den Verbündeten übergetreten. So bot schließlich Napoleon am 6. April seine unbedingte Abdankung an und unterzeichnete am 11. April folgende Entlassungsurkunde: „Nachdem die verbündeten Mächte verkündet haben, daß der Kaiser das einzige Hindernis der Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, treu seinem Eide, daß er für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und von Italien verzichtet, weil es kein persönliches Opfer gibt, selbst nicht das seines Lebens, das er nicht bereit wäre, dem Wohle Frankreichs zu bringen.“ Aus diesen Worten spricht die Größe des unglücklichen Eroberers deutlicher als aus seiner Haltung in seinen glückverwöhnten Tagen.

die schöne Mädchengestalt, die in ruhiger Haltung neben ihm stand, ein Fernglas vor die Augen haltend und unempfindlich für seine Zeichen der Ungeduld. Neben den beiden lehnte noch ein junges Mädchen an der Brüstung, das den hübschen Blondkopf ebenfalls mit größter Aufmerksamkeit dem fernen St. Quentin zugewandt hatte, es dabei aber nicht unterließ, hin und wieder einen raschen Blick auf das Paar an ihrer Seite zu werfen.

Der junge Mann, Marquis d'Aubertin, gehörte zu den Offizieren des Generalstabs und hatte die Niederlage bei Gröschweiler miterlebt, wo ihn ein Schuß in den Arm kampfunfähig gemacht hatte. Nach Metz transportiert, ließ er sich in das Haus seiner Tante, der alten Marquise d'Aubertin,

„Ich werde euch morgen verlassen und verjuche, zur Armee zurückzukehren.“ hatte er den Damen vor wenig Stunden erklärt. „Meine Wunde bedarf nur noch geringer Schonung, und ein jeder muß sich um die Fahnen scharen, wenn es gilt, die Schmach zu rächen.“ (Fortf. folgt.)

Merk's.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer, Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer. Und wenn der Freund dich trinkt, verzeih's ihm und verzeih: Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst täte er dir nicht weh. Und trinkt die Liebe dich, sei's dir zur Lieb' ein Spott: Daß du die Rose hast, das merkt du erst am Dorn. Rädert.

Im Kampf.*)

Erzählung von Freiherrn A. v. Sillencron.

Es war in den letzten Oktobertagen des Jahres 1870. Ein bleischerer Himmel senkte sich tief über die belagerte Festung Metz; strömende Regengüsse hatten schon längst den Boden rings um die Stadt aufgeweicht, so daß die Quartiere und Lagerplätze der Preußen sich teilweise in einem trostlosen Zustande befanden. Dazu kam, daß sich ein orkanartiger Sturm erhob, der den größten Teil der Lagerhütten vollständig zerstörte und sogar in der einen Nacht mehrere solid aufgeführte Ställe einer Artilleriebatterie niederriß. Die darunterstehenden Pferde hatten sich zum größten Teil losgemacht, da sie von der niederstürzenden Wand bedrückt wurden, und jagten nun in aufgeregter Flucht durch das Gatter der Infanterie, wo sie in der Dunkelheit die größte Verwirrung anrichteten.

Sommer schwieriger wurde die Lage der Belagerten wie der Belagerten. Verhandlungen über eine Kapitulation wurden angeknüpft, um alsbald wieder abgebrochen zu werden. So kam der 27. Oktober heran. Der Sturm, welcher die letzten Tage und Nächte verheerend getobt, hatte sich zur Ruhe gegeben, doch bedeckten noch schwere Regenvölkchen den Himmel, und eilige Kälte stellte sich ein. Die Truppen hatten, um in dem aufgeweichten Boden einigermaßen den Verkehr zu erleichtern, eine Art von Steinstraßen gebaut, die zwar nur mit unfählicher Mühe fertiggestellt werden konnten, sich aber jetzt als eine große Wohlthat erwiesen, da die Geländeschwierigkeiten, durch das Wetter begünstigt, wuchsen. Das Lager des 85. und 36. Regiments, das auf einer Anhöhe lag, sah traurig genug aus; die leicht gebauten Hütten waren niedergebissen und völlig fortgeschwemmt, während den provisorischen Bauwerken, denen man einen soliden Grund gegeben, die Dächer fehlten. Auf den Trümmern ihrer einstigen Wohnstätten sahen nun Offiziere und Mannschaften und versuchten, einigermaßen ihre trübenden Kleidungsstücke zu trocknen. Da — wie ein heller Sonnenstrahl aus trübten Nebelschleiern — ging den Truppen die sichere Mitteilung zu von dem nunmehrigen Abschluß der Kapitulation von Metz und zugleich der Befehl, am 29. in die feindlichen Forts einzurücken. Die freudig gehobene Stimmung der Truppen mußte den Mangel an Glanz und Sonnenschein an dem Tage ersetzen.

Die 18. Division sollte mittags 12 Uhr mit zwei Bataillonen, zwei Geschützen und einem Pionierdetachment das Fort St. Quentin besetzen; die anderen Abteilungen erhielten Befehl, in den vorliegenden Dörfern zu kantonieren. Die beiden Bataillone des 84. und 11. Regiments, welche so lange in Chatel und Rozereuil gestanden hatten und dem Feinde unausgesetzt gegenüber gewesen waren, wurden zu diesem Ehrendienste bestimmt. Von Chatel aus war der Kommandeur der Divisionsartillerie mit einigen Pionierunteroffizieren nach St. Quentin vorausgeritten, um die dortigen Pulverbestände zu übernehmen und sich nach den etwaigen Minengängen umzusehen, damit sich hier nicht ein Wiederholungsfall der unfreiwilligen Lustreise von Raon abspielen könnte. Um 12 Uhr standen die Truppen am östlichen Ausgange von Chatel zum Abmarsch bereit. An ihrer Spitze ritt der Kommandeur der 18. Division mit seinem Stabe dem Dorfe Vessy zu. Noch hielt der Feind daselbst besetzt, doch brachte der von der Division abgeordnete Adjutant die Antwort des französischen Generals, die Truppen möchten nur durchmarschieren, seine Leute würden ihnen kein Hindernis in den Weg legen.

So wurde denn nun ein kleiner Vortrupp von etwa zwanzig Mann formiert, dem sich der Kommandeur der 18. Division mit seinem Stabe und einem zahlreichen Offizierkorps anschloß, gefolgt von der übrigen Abteilung. Der kleine Regen, der am Morgen, einem Nebel gleich, niedergebrieselt war, hatte sich zu einem Guß verstärkt und schlug den Marschierenden mit Heftigkeit entgegen, als sie das Dorf erreichten und nun durch das vollzählige Armeekorps des Generals Radmair auf ihren Weg nahmen. Während neun Wochen hatten dieselben Franzosen und Preußen als bittere Feinde sich gegenübergestellt und fast täglich Schüsse gewechselt; jetzt zogen diese zwei Bataillone unbefangen durch ein vollzähliges Armeekorps. Mit verblüfftem Grimme schauten die Franzosen darauf hin, durch Gebärden und Flüche ihre ungewisse Wut bekundend. Andererseits sah man aber auch viele der Feinde, die sich harmlos während des Vorbeimarsches an die Truppen herandrängten und die Leute um Brot, Zigarren oder Schnaps

anbettelten, was ihnen auch, besonders von den gutmütigen Soldaten des 84. Regiments, reichlich gespendet wurde.

Der Weg durch Vessy und weiter hinauf die Schlucht zwischen Blappeville und St. Quentin war gänzlich ausgefahren und aufgeweicht; die rechts und links liegenden Lagerplätze der Truppen boten ein trauriges Bild, ergreifender aber noch wirkte der Anblick der vorbeiziehenden französischen Truppen, deren Zustand sich nach jeder Richtung hin als ein wirklich bemitleidenswerter zeigte.

Von der Einjattelung zwischen den beiden Forts wandte sich ein neu geschüttelter Weg rechts herum längs des Nordostabhanges des Mont St. Quentin und führte steil hinauf in das Fort, vorbei an vielen neuen, aber unvollendeten Befestigungsarbeiten. Noch eine scharfe Biegung nach rechts, dann überschritten die marschierenden Truppen einen kleinen Paradeplatz und waren unmittelbar bis vor das Tor des Forts gerückt. Der Regen hatte aufgehört. Wie zerrissene Nebelschleier wehten hier und da noch graue Wolkenschleier von den Spitzen der Befestigungstürme. Ein und wieder hatte die Sonne einen vergeblichen Versuch gemacht, die verhüllende Wand zu durchdringen, jetzt aber brach sie sitzend durch und umleuchtete mit grellen Strahlen die Spitze des Mont St. Quentin. Die Helme und Gewehre der Marschierenden blühten hell, und auch in den Herzen der Tapferen leuchtete es freudig auf, als jetzt das Fort im plötzlichen Sonnenglanz vor ihnen lag, die Stätte, um die sie so heiß gekämpft, und von deren Mauern fast jeden Morgen ein dröhnender Guß ihnen entgegengeflutet war, der so manchem einen treuen Kameraden dahingerafft oder Zerstörung in ihre Lagerplätze gebracht hatte. Nur eine schmale, unfertige Brücke trennte sie noch von dem Ziele, das ihnen seit Wochen als der glorreiche Endpunkt dieser mühseligen Belagerung erschienen war. Die Brücke war ohne Geländer und ruhte nur auf zwei Holzbohlen; eine kurze Besichtigung derselben durch den Vortrupp erfolgte, dann ritt der Kommandeur als erster hinüber, hinein in das Fort, wo ein französischer Offizier ihm die Schlüssel von St. Quentin übergab. Der Befehl zum Einrücken wurde erteilt, und bald darauf waren die Truppen in dem Innern des Forts versammelt. Wenig einladend war das Bild, das sich den Einrückenden bot. Der Hof war so aufgeweicht, daß die Pferde bis über die Fesseln im Schlamm versanken. Längs des Wallgrabens lagen leere und volle Pulverfässer, zerfallene Waffen und Instrumente von mehreren Musikkorps. Von der anderen Seite an der linken Mauer waren neben umgestürzten Geschützen die Kadaver von Pferden aufgehäuft. Am schlimmsten sahen aber die Räume in den Kasernen aus, die von einer nicht zu beschreibenden Verwahrlosung zeugten. Es war ausdrücklich unterjagt, bei Beilegung der Plätze ein Hoch auf den so geliebten König auszubringen, wie es den Gefühlen der Truppen entsprachen hätte, um die Besiegten zu schonen und den abziehenden Feind nicht im letzten Augenblick noch zu reizen. Doch durfte die Beilegung des stolzen aller Forts nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit vorübergehen. Die Truppen stellten sich eng geschlossen hintereinander auf, mit der Front gegen den Geschützwall, auf dem beide Bataillone ihre Fahnen aufpflanzten.

Zwischen diesen wehenden Feldzeichen wurde jetzt eine große weiße Fahne entfaltet mit dem preussischen Adler darauf. Sobald sie sich langsam entrollte und der Adler lustig über den Wällen des stolzen Forts flatterte, intonierte die Musikkorps die Nationalhymne. Noch einmal leuchtete die Sonne auf dem flatternden Kar und strahlte zurück von den schmetternden Instrumenten und blinkenden Gewehren, durch ihren grellen Schein nur eine kurze Dauer verkündend, dann türmten sich wieder dunkle Wolkens auf, von neuem strömte der Regen nieder und hüllte Fort St. Quentin wie die besiegte Festung in finstere Schleier ein.

Für diese waren nun die Wochen der Entbehrung vorüber, und mit gemischten Empfindungen hatten die Einwohner von Metz die Kapitulation hingenommen. Zäheknirschend die einen, die anderen aufatmend, weil der Druck, den Mangel und Hunger ausgeübt, schließlich zu einer nicht mehr zu ertragenden Last angewachsen war. In einem Worte aber fanden sie sich alle zusammen in dem Schrei: „Nous sommes trahis!“ („Wir sind verraten!“) Mit wieviel Recht oder Unrecht dieses Wort einem zündenden Funken gleich in die Herzen der Heißblütigen fiel, die es hörten und nachsprachen, das muß dem Griffel der Geschichte überlassen bleiben, welche mit scharfer Kritik an die Veltreignisse herantritt und die Hülle von so manchem zieht, was den Mitlebenden verborgen bleibt.

Wir sind verraten, knirschten die Franzosen, aber nur, um die Schmach des Besiegten von dem eigenen Schicksal abzuwälzen und

Hausfrauenblätter.

Tag der Palmen! Tausendmal
Sei dem Herzen du willkommen!
Hast des langen Harrens Qual
Siegesfroh von uns genommen.
Hin zum Aufstehungsmorgen
Führe du auf des Leidens Pfad:
Freude blüht aus Kampf und Sorgen,
Aus dem Leid des Lebens Saal!

Gesundheitspflege.

Schwache, blutarme, genesende Personen befinden sich in einem warmen Klima besser und gesunden leichter, als wenn sie fortwährend frösten und nie das angenehme Gefühl der Erwärmung empfinden. Sie bedürfen auch wärmerer Kleidung und Bedeckung, als gesunde und kräftige Menschen. Von längerer Krankheit gelundene Menschen, sowie Kranke, die nicht bettlägerig sind, suchen inständig die Sonnenstrahlen auf; die Sonnenwärme und das Licht tut ihnen wohl und beschleunigt Kräftigung und Heilung, wo diese möglich ist.

Schulkind und Säuglingspflege.

(S. Abb.) So manches einzige Kind eines Elternpaares wäre weniger verwöhnt, weniger empfindlich und anpruchsvoll, dagegen aber brauchbarer und praktischer fürs Leben geworden, wenn es Geschwister gehabt hätte. Die Geschwister sind die natürlichsten und nächsten Gespielen und Erziehern, aber auch den jüngeren gegenüber die selbstverständlichsten Wärter und Hüter. Namentlich im Arbeiter- und Mittelstande, in Bauernfamilien muß, während Vater und Mutter außerhalb



Wie die große Schwester das Brüderchen tragen soll.



Wie man einem Säugling das Näschen mit Watte zu säubern hat.

des Hauses auf Arbeit sind, die große Schwester das hilflose Neugeborene warten, muß es waschen und betten, füttern und herumtragen, so gut oder so schlecht es ihre schwachen Kräfte hergeben. Bieviele Halschen dabei mit unterläuft, wieviel Ungeduld es so ein unwillkürliches kleines Mädchen dabei begehrt, kann man sich denken, und so nimmt es nicht wunder, wenn gerade in jenen Kreisen die Sterblichkeitsziffer unter den Säuglingen eine erschreckend hohe ist. Um dem abzuhelfen, hat man in England und Amerika bereits für Säuglingspflege eingerichtet, die gute Erfolge zeigten. — Dieses Beispiel sollte auch bei uns Nachahmung finden, und die Belehrung der heranwachsenden Mädchen, die in Wahrheit oft schon kleine Mütter sein müssen, nicht zu lange hinausgeschoben werden. Einen geschickten Versuch hat schon eine Schwester des Kaiserin-Auguste-Victoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit (Berlin-Charlottenburg) mit der von ihr verfaßten und bei Julius Springer-Berlin erschienenen „Säuglingsfibel“ für Schulmädchen gemacht. In knappen, klaren Fragen und Antworten werden hier alle wichtigen Punkte der Säuglingspflege anschaulich und in ihrer Einfachheit dem kindlichen Verständnis angepaßt erzählt. So lernen die kleinen Leserinnen fast spielerisch, wie sie mit dem Kinde umzugehen, wie sie es beim Waschen, Baden und Herumtragen anzufassen, wie sie es zu wickeln und trockenzulegen haben, welche Vorschriften beim Reinigen der Wäsche, des Näschechens und des Kindes selbst zu beachten sind. Mögen auch unsere Väter dazu beitragen, diese wichtigen Kenntnisse zu verbreiten und das Ziel zu verwirklichen, das in der Vorrede des Buches ausgesprochen ist: „Schon das Kind soll sich Kenntnisse von der Säuglingspflege erwerben, das heranwachsende Mädchen weiterbauen auf dem, was es als Kind aus der Fibel gelernt hat. Während der Zeit der Mutterschaft aber soll das Lehrgedächtnis so festgefügt stehen, daß fremder schlechter Rat gar nicht festen Fuß fassen kann.“

Fürs Haus.

Delgemälde zu reinigen. Verstaubte Delgemälde reinigt man am sichersten mit einem kalt geworrenen Abdruck von Seifenwurzeln in Wasser, den man mit einem sehr weichen Schwamm aufträgt. Da ältere Bilder meist mit Firnis überzogen sind, genügt es, ihnen den alten Glanz durch einige Tropfen Mohnöl wieder zu geben, die mit dem Ballen der Hand so dünn wie möglich auf der Bildfläche verrieben werden.

Aufgerollte Teppiche und Läuferdecken werden schnell und dauernd wieder glattgelegt, wenn man sie auf dem Mattbrett mit dem heißen Stahl plättet, nachdem ein in reines Wasser getauchtes und dann ausgerungenes Tuch über die Stelle gelegt wurde. Selbst Blüschdecken werden, so behandelt, wieder glatt, nur muß man bei diesen die rechte Seite nach unten legen und nur lose mit dem stark erhitzen Eisen darübergehen.

Um Silber, Al-

tenid u dergl. gegen Anlaufen zu sichern, überstreicht man die Gegenstände mit einem feinen Pinsel mit Kolloidum, welches sehr stark mit Weingeist verdünnt ist. Der Ueberzug ist durchsichtig und ganz unsichtbar. Zum Gebrauche wäscht man die Sachen mit heißem Wasser ab.

Für die Küche.

Einfacher Kapselkuchen. So viel Mehl und Zucker, als 3 Eier wiegen, ebensoviel Rosinen und Mandeln zusammen. Die ganzen Eier werden mit dem Zucker tüchtig gerührt, dann kommt das Mehl dazu, darauf Rosinen und Mandeln.

Die Form wird mit Butter und Zwieback vorbereitet; man füllt den Teig hinein und gibt etwas Schokolade und Zitronat mit in den Teig. Bei guter Hitze etwa 1 Stunde backen.

Ostereierkuchen. Auf einen Liter Mehl rechnet man knapp 60 Gr. Butter, für 5 Pfennig Gese, 1/2 Liter Milch, Zucker, Zimt, Zitronenschale nach Wunsch. Aus diesem allem macht man einen Teig, rollt ihn, nachdem er gegangenen, auf und bestricht ihn mit Butter. Dann mischt man aus Butter, Mehl, Zucker, gedachten bitteren und süßen Mandeln einen Streusel, häuft dies (mit den Händen), bis große Brocken daraus entstehen, streut diese auf den Blechkuchen und bäckt denselben im Backofen goldbraun. Noch warm wird er mit feinstem Zucker bestreut.

Tierpflege.

Stubenvögeln ihre schöne Farbe zu erhalten. Wenn der Stieglitz nach der ersten Mauser sein schönes, feuriges Aussehen verliert und die übrigen Vögel gleichfalls matter in der Farbe werden, so füttert man statt Mohn Leinsamen, welche die Vögel gerne fressen. Später mischt man Mohn mit Leinsamen.

Futterwechsel ist bei der Geflügelzucht notwendig und nützlich, um das Auskommen der Tiere zu beschleunigen. Man meide darum alles nicht durchaus frische und reine Futter. Ferner ist es nötig, den Tieren ständig gemahlene Holzohle und Grit (weizenforngröße und feinere Steinchen, Scherbenstrümmen u. dgl.) zum Fressen zur Verfügung zu stellen.

* Die Erzählung ist entnommen dem Buch „Getreu bis in den Tod“ von Freiherrn A. v. Sillencron (Verlag von Ernst Rüdiger in Basel), das wir unsern Lesern bestens empfehlen.

Der Karawanenverkehr im Urwald.

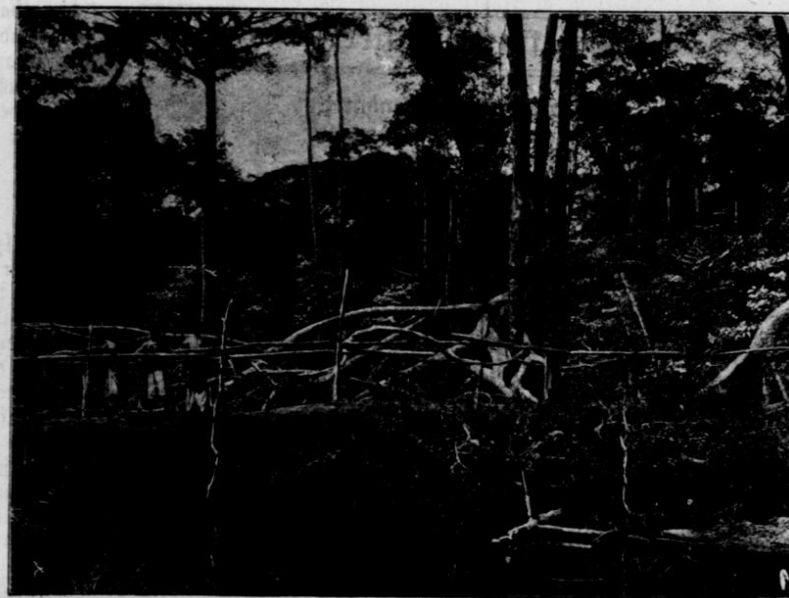
Unsere Bilder mögen zeigen, mit welchen Schwierigkeiten der Verkehr im Waldlande von Kamerun zu kämpfen hat. Jährlich sind die Wasserläufe, die den Urwald durchziehen. Alle Augenblicke bildet ein Bach, ein kleiner Fluß oder ein Sumpf ein Verkehrshindernis. Einmal sind diese Wasserläufe tief ins Gelände eingerissen und verbieten mit ihren reichen den Bässern das Durchwaten, ein andermal weisen sie versumpfte Ufer auf und machen dem Reisenden erst recht Kopfschmerzen. Es wäre unter diesen Umständen für Europäer vielfach geradezu unmöglich, den Urwald zu durchqueren, wenn nicht die Eingeborenen bereits diese Hindernisse in ihrer Weise einigermassen aus dem Wege geräumt hätten. Große Flußläufe werden oft mit Ramm überbritten. Da, wo die Flüsse stark begangene Wege kreuzen, liegen in der Regel solche Fahrwege bereit. Manchmal ist auch ein regelrechter Fährdienst eingerichtet. So finden wir z. B. am Njong an einer Reihe von Stellen einfache Fährten, die sogar das Überlegen von Pferden ermöglichen. Kleine Flußläufe werden meist auf Brücken verschiedener Art überschritten.

Unser erstes Bild zeigt eine solche Brücke, die lediglich aus einem quer über das Bachbett gelegten Baumstamm gebildet wird. Ein am Wasser stehender Urwaldriesen wurde so gefällt, daß er gerade nach dem gegenüberliegenden Ufer fiel. Die Geländer an dieser Brücke deuten an, daß vermutlich Europäer für Verbesserung des Uebergangs Sorge getragen haben.

Die Brücke auf dem zweiten Bild ist schon kunstvoller. Es ist eine Art Hängebrücke, die aber nicht nur auf schwanken Lianen ruht, sondern dünneren Baumstämmen. Die vielfache Befestigung der einzelnen Teile der Brücke an den benachbarten Bäumen soll bewirken, daß die Brücke gegen Hochwasser in der Regenzeit widerstandsfähiger ist.

Eine richtige Hängebrücke zeigt uns das dritte Bild. Sie ist hoch über dem Wasserspiegel angebracht. Eine Reihe langer, zäher Lianen (Schlinggewächse), vielfach verstärkt und zusammengebrocht, werden von einem Ufer zum anderen geführt und dann zu einer Art Netz verflochten. Im Vordergrund des Bildes ist deutlich zu sehen, daß zu der Brücke ein mehrere Meter hoher Aufstieg führt. Das Überqueren einer solchen Brücke ist für Europäer immerhin eine aufregende Sache. Trotz des starken Schwankeus kann man sich ihr aber ruhig anvertrauen, denn ein Durchbrechen ist kaum zu befürchten. Natürlich sind diese Lianenbrücken nur durch Menschen zu überqueren. Tiere müssen mit Mühe und Zeitverlust auf Pfählen übergesetzt werden.

Derartige Flußübergänge waren auch früher, ehe das Gebiet unter deutsche Herrschaft kam, zahlreich anzutreffen, und sie werden auf lange



1. Baumstamm als Brücke über ein Bachbett.



2. Hängebrücke aus dünnen Baumstämmen.



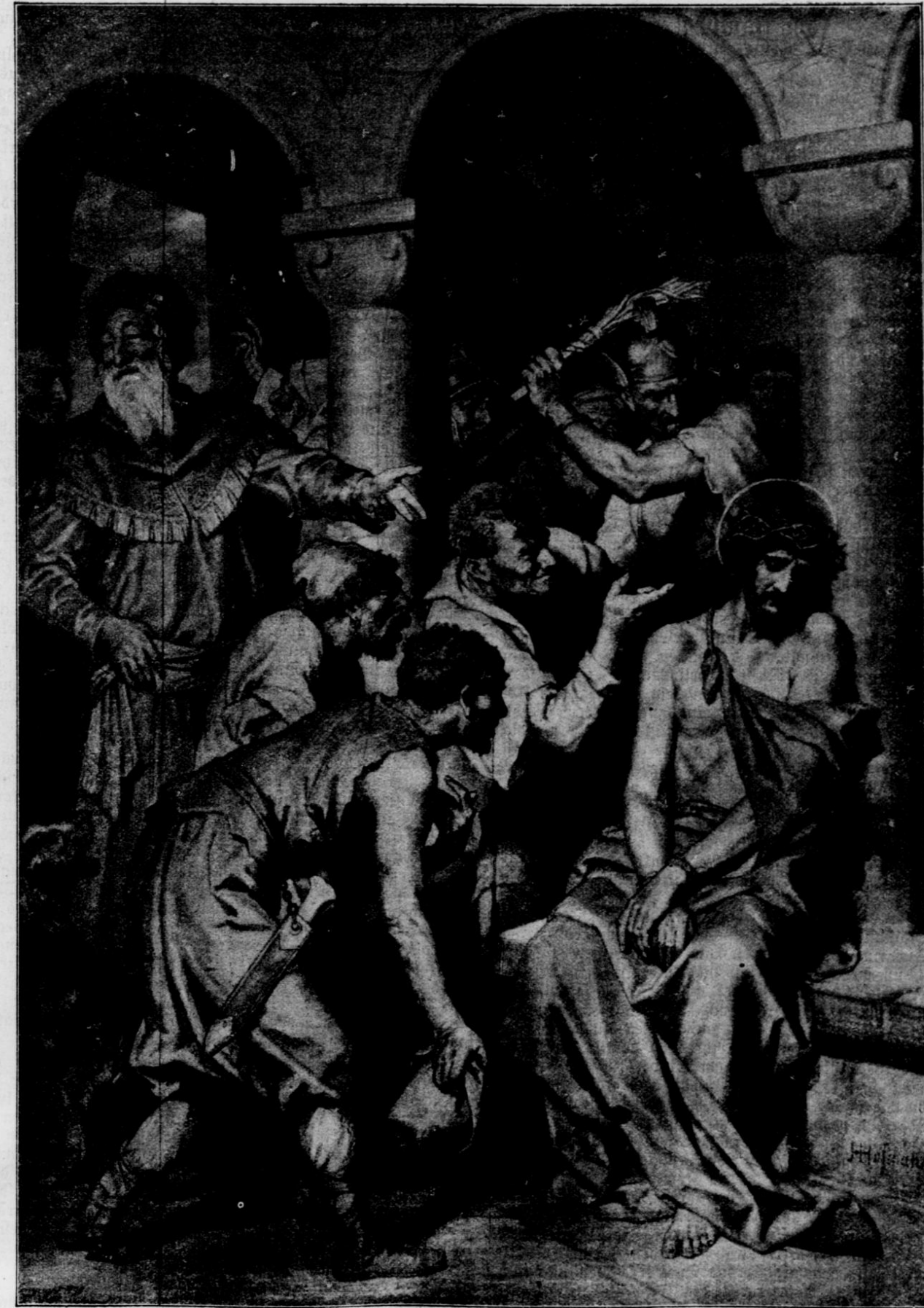
3. Hängebrücke aus Schlinggewächsen (Lianen).

Zeit hinaus noch dem Verkehr gute Dienste leisten müssen, denn feste Brücken können vorläufig nur in wenigen Fällen und ausschließlich an den Hauptstraßen des Landes gebaut werden. Einstweilen müssen wir uns darauf beschränken, die vorhandenen ursprünglichen Uebergänge zu verbessern. Dies ist auf den hier wiedergegebenen Brücken unverkennbar geschehen. Für die gewöhnlichen Fußwege, die verhältnismäßig selten benutzt werden, genügen sie ja auch vollkommen. Der Europäer wird sie, wenn erst Eisenbahnen das Land durchziehen, wenn die Schiffahrtsstraßen verbessert und die Hauptwege verbreitert und modernisiert sind, immer weniger betreten müssen. Diese Nebenwege werden dann in der Hauptsache nur noch dem Neger dazu dienen, mit seinen Erzeugnissen zu den wichtigeren Verkehrswegen zu gelangen. Natürlich wird es gut sein, wenn man die Eingeborenen ein wenig zur Anlage, Verbesserung und Instandhaltung solcher Verkehrs-mittel anhält.

Besondere Schwierigkeiten in der Anlage von Wegen bereitet der Reichtum des kameruner Waldlands an Sümpfen, weshalb die Schwarzen oft viele Kilometer lange Knüppelwege anlegen müssen. Solche Wege gibt es an den Flüssen Kameruns, namentlich im Flußgebiet des Njong, an verschiedenen Stellen.

Ein schönes Beispiel aus alter Zeit.

Ein Beispiel fortwährender Dankbarkeit gegen seinen Lehrer gab Christian Heinrich von Balm, ein Edler, der seine Ehre und Freude im Wohltun fand und dem viele junge Männer die großmütigste Unterstützung auf ihrer wissenschaftlichen Laufbahn verdankten. Er hatte vernommen, daß die zwei Söhne seines ehemaligen Lehrers Friedrich Wolters in einem Alter von 10 und 12 Jahren Merkmale eines besonderen Fleißes und gute Begabung zeigten. Die guten Kinder dachten wohl schwerlich, daß ihr Fleiß und Eifer beobachtet werde, als ihnen unvermutet ein ansehnliches Kapital nebst einer schönen lateinischen Inschrift von dem ehemaligen Freiherrn zugehändelt wurde, welche deutlich etwa folgendermaßen lautete: „Den beiden Söhnen Friedrich Wolters, Jünglingen, die unter der Führe des Vaters in der Schule tüchtig kämpften, gibt Balm, der alte Kriegsmann, eingebend der ehemals mit dem Vater errichteten Freundschaft, unter dessen Anführung er in der Jugend ebenfalls auf diesem Kampfbahne sich übte, dieses kleine Taschengeld.“ — Diese edle Gesinnung beweist in erfreulicher Weise den alten Satz, daß jede gute Tat ihren Lohn findet. Auch heute noch wirkt der Same des Guten fort, auch heute noch denkt mancher zu Ehren und Ansehen gekommene Mann in dankbarer Erinnerung der verehrungswürdigen Lehrer, zu deren Füßen er einst saß, deren treulich ausgestreuter Same nun seine Früchte bringt.



Von H. Hofmann.

Christi Verpöthung.

Copyright by Fr. Hanfstaengl, München.

Es hat der Knechte Schar bemächtigt sich der Beute,
Zu spielen mit dem Wild, eh' man zu Tod es hegt;
Es brüllt und tobt um ihn die losgelass'ne Meute,
An dessen Qual sie sich mit trunkenen Augen lezt.

Sie haben ihm mit Dornen einen Kranz gewunden,
Die spitzen Stacheln stechen in die Stirne tief.
Entthronter König! Ach, verspottet und gebunden,
Wo ist dein Volk, das gestern Hosanna rief?

So sterbenseinsam! Alle haben dich verlassen,
So weit du schaust, kein Aug' aus dem Erbarmen spricht,
Ein Spielball in den Händen derer, die dich hassten,
Die Knechtesfaust fährt in des Königs Angesicht.

Die ganze Welt verschworen, blut'gem Tod zu weihen
Der Wahrheit edles Bild — o schaut! Doch stille, Herz —
Aus schänden Banden wird sie herrlich sich befreien
Und triumphierend wird sie schweben himmelwärts.